

"Gut Ding will Weile haben - und vielleicht das böse Ende auch!"

Autor(en): **Mieder, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **58 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Gut Ding will Weile haben – und vielleicht das böse Ende auch!»

Zu den sprichwörtlichen *Irritationen* von Felix Renner

Von Wolfgang Mieder

Ohne Zweifel hat sich der Schweizer Jurist und Journalist Felix Renner (geb. 1935) in der deutschsprachigen Aphoristik einen Namen gemacht. Nachdem der in Zug lebende Autor bereits in den siebziger Jahren in Zeitungen und Zeitschriften satirische Kurzprosatexte veröffentlicht hatte, legte er bald darauf eine erste Sammlung seiner Aphorismen mit dem Titel *Aphoristische Schwalben* (Oberwil bei Zug: Rolf Kugler, 1980) vor.¹ Sieben Jahre später folgte das Buch *Vorwiegend Unversöhnliches an kurzer Leine. Aphorismen* (Basel: Cornfeld, 1987),² und es dauerte nochmals sieben Jahre, bis die Sammlung *Vorletzte Worte. Aphorismen* (Rorschach: Nebelspalter-Verlag, 1994) erschien. Und nachdem nun wiederum sieben Jahre vergangen sind, hat Felix Renner seine vierte Aphorismensammlung *Irritationen (Entsprechend kurz angebunden)* (Zürich: Nimrod, 2001) veröffentlicht.

Dabei lassen die mehr oder weniger sprichwörtlichen Titel erkennen, dass Renner offensichtlich Interesse an phraseologischen Formulierungen hat. Der Kulturkritiker entpuppt sich wie sein Vorbild Karl Kraus gerade in seinen auf geläufigen Redensarten aufgebauten Aphorismen gleichzeitig immer wieder als Sprachkritiker.³ Schon in einem kurzen Essay aus dem Jahre 1976 hatte sich Felix Renner gegen «die ermüdende oder auch enervierende Phrasendrecherei»⁴ seiner Mitmenschen gewendet, und so findet man unter seinen Aphorismen hin und wieder denkanstossende Enthüllungen vorgeformter Sprachautomatismen, die sich zugleich als beissende Gesellschaftskritik entpuppen.

Schon der Titel *Irritationen (Entsprechend kurz angebunden)* der neuen Textesammlung macht redensartlich darauf aufmerksam, dass Felix Renner ganz bewusst irritierende Aphorismen vorlegt, die in der Tat den «kurz angebundenen» Moralisten erkennen lassen, der sich mit prägnanter und geistreicher Sprachgewalt gegen die gebrechliche Einrichtung der Welt richtet. Immer wieder dreht es sich darum, fragwürdige Denkmuster, schablonenhafte Vorurteile und widersinnige Wertsysteme zu entlarven, wobei sich Renner einer satirischen Sprache bedient, die bei aller Schärfe dennoch ein tiefes Men-

schenverständnis erkennen lässt. Wenn auch viele Texte pessimistisch ausgerichtet sind, so vermag sich Renner dennoch zu hoffnungsvollen Gedanken aufzuschwingen, wobei sein gesunder Optimismus zum Vorschein kommt.

Es handelt sich demnach bei diesen einsichtsvollen und denkanregenden Texten nicht nur um Menschen- und Gesellschaftskritik, sondern Renner will zum angestregten Mitdenken und zum engagierten Handeln auffordern. So sind seine Aphorismen neben Sprach- und Kulturkritik immer auch Mitarbeit am Aufbau einer besseren Welt.

Felix Renner hat seine Aphorismensammlung in siebzehn kurze Kapitel eingeteilt, ohne diesen aufklärende Titel beizugeben. Dennoch lassen sich die zusammenhängenden Themen der jeweiligen Texte bei aufmerksamer Lektüre feststellen.

So dreht es sich im ersten Kapitel um kritische Gedanken zum Rummel um die Jahrtausendwende mit all seinen Rück- und Ausblicken. Das veranlasste Renner zu folgender Formulierung, wobei der Phraseologismus vom Tausend-sassa (sogar gesteigert zum Jahrtausendsassa) und die somatische Redensart «den Kopf oben behalten» volkssprachlich hervorheben, dass sich die Zeiten hoffentlich menschlicher erweisen mögen: «Erwünscht wären Jahrtausend-sassas, die den Kopf oben behielten und für das dritte Jahrtausend neue, menschliche Möglichkeiten suggerierten und die Weltuntergangspropheten auf die letzten Plätze des letzten Jahrtausends verwiesen» (S. 8). Diese positive Einstellung zeigt ebenfalls dieser auf der triadischen Struktur des volkstümlichen Sagworts⁵ aufgebaute Text: ««Lasst eure verlogene Trauerarbeit doch endlich bleiben oder macht sie in Zukunft allein!», empört sich die Trauerweide gegen ihre Namensgeber und reckt elegant ihre filigranen Zweige» (S. 8). Und trotzdem bringt Renner schliesslich durch die Erweiterung eines bekannten Sprichwortes die Warnung zum Ausdruck, dass alles auch schlecht ausgehen könnte: «Gut Ding will Weile haben –, und vielleicht das böse Ende auch!» (S. 8).

Im zweiten Kapitel geht es Renner um den vieldiskutierten Klimawandel, wobei er von meteorologischen Fakten zu menschlichen Umständen übergeht: «An den Polen schmilzt das Eis, zwischen den Polen vereisen die Herzen» (S. 11). Während der Autor hier nur auf die Redensart «ein Herz von Eis haben» anspielt, drückt er in einem zweiten Text durch die verblasste Phrase «etw. im Griff haben» dennoch überzeugend aus, dass die Wetterbedingungen wegen der Umweltverschmutzung gefährdet sind: «Immer mehr Frühlinge, deren Witterung die Rückfälle des Winters und deren Blütendüfte den Pesthauch der Abgase nicht mehr im Griff haben» (S. 12).

Der nächste Abschnitt dreht sich um Gott und Religion. Effektiv wird in dem folgenden Text die Redensart «jdm. die Schau stehlen» dazu verwendet, um die Hybris vieler Mitbürger blosszustellen: ««Ach Gott!», seufzen wir ab und zu – und bedauern ihn fast ein wenig, wird ihm doch von andern vermeintlich Grossen immer öfter und immer schamloser die Schau gestohlen» (S. 17). In einer weiteren Aufzeichnung kommt phraseologisch zum Ausdruck, dass der Glaube an Hedonismus und Kommerzionalismus der traditionellen Religiosität den Rang abläuft: «Die polytheistische Weltreligion der Marktwirtschaft untersteht dem ungeschriebenen Hauptgebot, ihre verschiedenen Ober- und Assistenzgötter (Mammon, Sexus, Macht, Wissenschaft usw.) so attraktiv zu erhalten, dass ihr nicht der Eingottglaube jenseits von Angebot und Nachfrage unversehens den Rang abläuft» (S. 18).

Das vierte Kapitel behandelt das Verhältnis zwischen Mensch und Natur. Unter indirekter Bezugnahme auf das Sprichwort «Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen» macht Renner die ironische Feststellung: «Der Anmassung biologischer Vielfalt ist nur das Kraut der anthropologischen Einfalt gewachsen» (S. 26).

Im fünften Abschnitt über Bewusstseinsprozesse zeigt der Autor dann, dass die Sprachformel «bei Trost sein» bei so viel Unverstand kaum noch Geltung haben kann: «Wenn wir von veränderten Bewusstseinszuständen alles zu erwarten haben, wie trostlos muss dann unsere Situation sein, wenn wir lediglich bei Trost sind!» (S. 32).

Hierzu passt aus dem sechsten Kapitel, das sich mit Denkprozessen beschäftigt, die antiintellektuelle und bitter satirische Frage: «Wie viel Gedankenlosigkeit braucht einer, um sich in ihr zu Hause zu fühlen?» (S. 35). Und gleich schliesst sich eine zweite Frage an: «Wie kommt es, dass unser Körper einschliesslich des Gehirns nur dank hochkomplexer Prozesse überlebt, während unser Unverstand im allgemeinen am behaglichsten zu leben glaubt, wenn er mit allen anspruchsvollen Gedanken kurzen Prozess macht?» (S. 36). Natürlich wird hier die Denkfaulheit angeprangert, aber gleichzeitig entlarvt der Autor die gefährliche Redensart «kurzen Prozess machen,» die gar zu schnell zu unüberlegtem Handeln führen kann.

Es überrascht nicht, dass dieser Reflexionsaphoristiker sein siebentes Kapitel dem Konflikt zwischen Dummheit und Intelligenz widmet. Umgangssprachlich stellt er dabei der sogenannten Intelligenzbestie den bekannten Klugscheisser gegenüber: «Eine Intelligenzbestie stellt alles in Frage, ein Klugscheisser hat für alles eine Antwort. Es gibt hierzulande zu viele Klugscheisser

und zu wenig Intelligenzbestien!» (S. 40). Dass der Pragmatismus nicht ganz ohne Intellektuelle auskommen kann, kommt im folgenden Text zum Ausdruck: «Pragmatiker zu einem Intellektuellen: «Für unsere pragmatischen Machenschaften brauchen wir keine Intellektuellen!» Intellektueller: «Dann solltet ihr aber nicht auch dann noch unsere Visionen begehren, wenn ihr mit eurem Pragmatismus vor die Hunde geht!»» (S. 41). Hier handelt es sich wie so oft bei Renner um einen gedanklich anspruchsvollen Text, dem durch die metaphorische Redensart «vor die Hunde gehen» eine volkssprachliche Drastik verliehen wird. Intellektuelle Sprache verbindet sich mit der unerwarteten Volkssprache zu einer effektiven Aussage.

Im achten Kapitel befasst sich der Autor erwartungsgemäss mit der Macht und Ohnmacht der Sprache. Frustriert fragt er: «Was sollen sprachliche Subtilitäten in einer banalisierten Landschaft?» (S. 46), um dann jedoch einen Text nach dem anderen vorzuzeigen, die ihre denkanregende Aussagekraft gerade aus solchen subtilen Sprachspielen erhalten. Zum Verständnis solcher Aussagen ist eine Bereitschaft zur Sprachanalyse nötig, denn das unkritische Überfliegen würde zu keiner Erkenntnis führen: «Ein zeitgemässer Aphorismus muss die Sprache so verlangsamen, dass sie wieder attraktiv wird» (S. 48). Redensartlich heisst es diesbezüglich: «Wenn sich die Sprache prostituiert, brauchen wir eine andere Sprache, die uns die Treue hält» (S. 47). Von Interesse ist angesichts des langsamen Untergangs des Konjunktivs dieser Sprachaphorismus: «Er wünschte, er lebte so sehr im Konjunktiv, dass ihm der Indikativ gestohlen werden könnte» (S. 47). Natürlich wird hier auch indirekt ausgedrückt, dass nur der Wunsch nach einer besseren Gesellschaft aus der deprimierenden Realität herausführen kann. Dass die Weltverbesserung durch Sprache oder Taten nicht so einfach zu bewerkstelligen ist, zeigt schliesslich noch folgende sprichwörtliche Auseinandersetzung: «Worte bringen nichts, wir brauchen Taten!» Und wie steht es mit den grossen Unworten, denen die grossen Untaten entspringen?» (S. 49).⁶ Offensichtlich ist sich Felix Renner der manipulativen Macht des Wortes bewusst.

Um diese Art des kritischen Denkens drehen sich ebenfalls die Texte zur Kultur und Gesellschaft im neunten Kapitel. Freilich fragt Renner auch hier wieder redensartlich: «Wie soll ich meinen Horizont erweitern, wenn am Zeit-
horizont der Wahnsinn kichert?» (S. 53). Und dennoch müssen wir uns mit den Schrecken des Lebens auseinandersetzen, und zwar nicht nur als zahlende Zuschauer, wie es die Redensart «zur Kasse bitten» so treffend ausdrückt: «Ich bin für die demokratische Legitimierung unserer Schreckensvisionen. Wir sind das Volk der sadistischen Voyeure! In unsern [*sic*] Gehirnen entstehen die verbotenen Bilder, für deren unzulängliche Abbilder uns Schriftsteller, Filmre-

gisseuere und Papparazzi zur Kasse bitten» (S. 55). Ausgehend von dem Sprichwort «Zuviel ist wie zuwenig» meint Renner ganz allgemein: «Es gibt zuviel von allem –, und jedes Zuviel ist ein Zuwenig» (S. 53). Selbstverständlich sind in unserer komplexen Welt Kompromisse nötig.

Vor allem ist ein Ausgleich zwischen Individual- und Sozialethik anzustreben, wie dies im zehnten Kapitel zur Moral zum Ausdruck kommt. Mit eiskalter Prägnanz stellt der Moralist sprichwörtlich fest: «Seine Moral war intakt: Er hatte sie auf Eis gelegt» (S. 59). Die Gefahr des Sprichwortes «Alle können nicht alles» wird in dem Aphorismus «Es können nicht alle alles tun, meinen viele. Und tun nichts» (S. 60) angeprangert. Schon 1932 hatte der Kulturkritiker Herbert Jhering in seinem Aufsatz «Die kleinen Redensarten» auf die «Gefährlichkeit der Sprichwörter» hingewiesen, «die den Willen zermürben, das Wissen verhindern, den Charakter verderben, die Erkenntnis umnebeln, den Mut vernichten, den Gemeinschaftssinn töten.»⁷ Diese Warnung gegen das Sich-Verstecken hinter Sprichwörtern und Redenarten hat heute noch seine Geltung. In dem Moment, wo solche überlieferten Sprachformeln zur Denkersparnis oder zur Verbreitung von Stereotypen missbraucht werden, erweisen sich die scheinbar so harmlosen Phraseologismen als gefährliche Wortwaffen.⁸

Im elften Abschnitt geht es um Mensch und Gesellschaft. In seiner drastischen Auseinandersetzung mit der sprichwörtlich gewordenen Revolutionsdevise «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit»⁹ zeigt sich Felix Renner als engagierter Satiriker, der seiner Gesellschaft einen deutlichen Spiegel vorhält: «Die Triade der neurechten Revolution: Freiheit für spitze Ellbogen und autobewehrte Ärsche, Gleichheit für nach Massgabe ihrer Gesinnungstüchtigkeit um einiges Gleichere und Brüderlichkeit für treuherzige Fahnschwinger und andere, noch nicht ausgegrenzte Einheimische» (S. 67). Indirekt bezieht sich der Autor hier sicherlich auf moderne Zustände in der Schweiz, der das gesamte sechzehnte Kapitel gewidmet ist.

Um Krieg und Holocaust drehen sich die Aphorismen im zwölften Teil. Im folgenden Text greift Renner auf die Redensart «jdm. (etw.) keine Träne nachweinen» zurück und bezieht diese dann unter Hinzufügung des Adjektivs «heiss» auf den redensartlichen Begriff des Kalten Krieges: «Seit dem Ausbruch eines gewalttätigen Friedens werden dem Kalten Krieg heisse Tränen nachgeweint» (S. 73). Zur ironischen Aussagekraft kommt noch hinzu, dass der Autor das zur Redensart gehörende Wort «kein» fallen lässt. Weist dieser Text bereits auf eine groteske Einstellung hin, so prangert der Moralist Renner das Desinteresse vieler Mitbürger an schrecklichen Taten in diesem

zweiten Aphorismus lautstark an: «Was sind die Kannibalen gegen Massen- und Völkermörder? Die Ersteren erregten schon immer unsere Phantasie, die Letzteren lassen uns kalt» (S. 74). Gegen die gefühllose Redensart «jdn. kalt lassen» gilt es anzukämpfen, und zwar indem weiterhin über den Holocaust diskutiert und gegen heute stattfindende Genozide öffentlich eingeschritten wird.

Im dreizehnten Kapitel dreht es sich um das gesellschaftliche Wertsystem, worin besonders das Geld eine grosse Rolle spielt. Mit Bezug auf den biblischen «Tanz um das goldene Kalb» (2. Moses 32) weist der Verfasser nach, wie sich die pervertierte Geldmacht der Reichen zur Blasphemie steigert: ««Ich bin ein anspruchsvoller Gott», spricht das Goldene Kalb: «Wer um mich herumtanz, muss selbst schon ein goldenes Kälbchen sein»» (S. 79). Mit dem biblischen Sprichwort «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» (Galater 5,14) befasst sich offensichtlich folgende Aufzeichnung: «`Nächstenliebe»: Aus dem Frühchristentum stammende, für den sakrosankten Privategoismus als A und O jeder gesunden Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik äusserst gefährliche Form sozialistisch-kommunistischer Agitation» (S. 82). Selbstverständlich steigert die hinzugefügte Redensart «das A und O sein» die bittere Ironie dieser sonst etwas vertrackt ausgedrückten Definition der Nächstenliebe.

Wohin der Werteverfall sowie die ständige Betonung der Innovation schliesslich führen können, zeigt Renners Auseinandersetzung mit der klassischen Selbsterkennungsformel: ««Erkenne dich selbst» (Inscription am Tempel des Apollo in Delphi, 6. Jh. v. Chr.), «Sei innovativ, flexibel und effizient, bis dir Hören und Sehen vergeht und du nicht mehr weisst, wer du bist» (Quintessenz des ökonomistischen Kriegsgeschreis am Ende des zweiten und zu Beginn des dritten Jahrtausends nach Chr.)» (S. 79). Die beigefügte Redensart «jdm. vergeht Hören und Sehen» macht volkssprachlich deutlich, dass der moderne Mensch bald vor lauter erzwungener Modernität sich selbst nicht mehr verstehen bzw. erkennen wird.

Wie gemein Menschen zuweilen sind, zeigen die Aphorismen im vierzehnten Abschnitt, wo sich der Autor mit der sozialen Solidarität befasst. Hier greift er die Redensart «einem den Brotkorb höher hängen» auf, um so krasse Kritik an der kranken Gesellschaft zu üben: «Ein Solidaritätgeber zu seinem Solidaritätnehmer: «Mein lieber X.Y., ich Sorge jetzt dafür, dass dein Brotkorb ein bisschen in die Höhe schnellt. Dafür schenke ich dir das stolze Bewusstsein, dass du nicht länger zur charakterlosen Masse der parasitären Anspruchsinflationisten gehörst»» (S. 91). Dafür kann sich der Betroffene, wie

man sprichwörtlich so schön sagt, auch nichts kaufen. Aus Solidarität wird böartige Gemeinheit, wie sie Renner mit scharfer Ironie aufzuzeigen versteht.

Ungeschoren bleiben natürlich in Felix Renners Gesellschaftssatire auch die Politiker nicht. Interessant ist dabei, wie er die klassische Redensart «zwischen Scylla und Charybdis sein» auf Politiker bezieht, die angeblich von nichts ein Wissen oder eine Ahnung haben, d. h., die nicht wissen, was sie ihren Mitbürgern antun: «Die Politiker dürfen mit gutem Gewissen davon ausgehen, dass es ihnen niemals vergönnt sein wird, sich zwischen der Skylla halben Wissens und der Charybdis ganzer Vermutungen unbeschadet hindurchzustehlen» (S. 98). In einem zweiten Text werden diese Politiker als Hammelherde entlarvt, für die die Redensart «etw. ins Feld führen» keine Geltung hat, da sie des eigenen Denkens nicht fähig sind: «Was wollten gegen das biologische Klonen von Menschen Politiker ins Feld führen, die sich selber als ideologische Klone ihrer politischen Leithammel gebärden?» (S. 99).

Streng nimmt Felix Renner seine eigenen Schweizer Mitbürger ins Gebet, wie es die folgenden vier Aphorismen um die Phraseologismen «etw. in Kauf nehmen», «Kein Geld, keine Schweizer», «das eigene Nest beschmutzen (Nestbeschmutzer)», «das Boot ist voll», «sich über Wasser halten» und «auf einem sinkenden Schiff sein» mit scharfer Satire aufzeigen:

Wahrscheinlich müssen wir im Interesse des Folkloreplatzes Schweiz eine gewisse Erosion des Denkplatzes Schweiz in Kauf nehmen. (S. 103)

Geld und Geist? – «Pas d'argent, pas de Suisses!»¹⁰ – Also geht's auch ohne Geist! (S. 104)

Antischweizerische Nestbeschmutzer: Zyniker, die sich darüber freuen, dass - aller antischweizerischen Voraussicht nach - der Beruf des Berufsschweizers im Begriff ist, problematisch zu werden. (S. 106)

Mit der zur Politik gewordenen Abwehrmetapher des «vollen Bootes» werden wir uns nur über Wasser halten, solange uns das Bild des sinkenden Schiffes den Gefallen tut, eine bloße Metapher zu bleiben. (S. 107)

Der letzte Text enthält gleich drei phraseologische Einheiten. Da ist einmal die auf Alfred Häslers bekanntes Buch *Das Boot ist voll ... Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945* (Zürich: Fretz & Wasmuth, 1967) zurückgehende Abwehrmetapher «Das Boot ist voll,» die durch Markus Imhoofs Verfilmung (1981) stark verbreitet wurde. Die Redensart «sich über Wasser halten» wird in Frage gestellt, um zu erklären, dass die Metapher des vollen Bootes als Ausrede nur noch so lange gelten wird, wie sich das redensartliche Bild des sinkenden Staatsschiffes nicht als Realität erweist. Mit dieser Verstrickung dreier Redensarten gelingt dem Autor eine ausgesprochen wichtige Aussage, die bei aller Gesellschaftskritik dennoch zur Umkehr ermahnt.¹¹

Im letzten Kapitel kommt Felix Renner ganz allgemein auf den Alltag des Lebens zu sprechen, das nun einmal redensartlich ausgedrückt nur hin und wieder eine harmlose «Fahrt ins Blaue» sein kann. Vielmehr meint der Autor prosaisch-poetisch: «Das Leben ist eine Dienstfahrt ins Blaue» (S. 112). Vielleicht könnte dieser letzte Aphorismus als der Weisheit letzter Schluss dieser vierten Aphorismensammlung gelten. Was will Renner als satirischer Moralist damit sagen? Einmal gewiss, dass sich das Ziel des Lebens nicht festlegen lässt. Die Fahrt geht ungewiss ins Blaue, aber dennoch ist es eine Dienstfahrt. Nicht ein banal geregelter Dienst allerdings, sondern ein ethischer Dienst mit all seinen Verpflichtungen gegenüber anderen Menschen. Dazu sind diese zum Mit- und Weiterdenken gedachten sprichwörtlichen Aphorismen ein bedeutender Schritt.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu Wolfgang Mieder, «Eine aphoristische Schwalbe macht schon einen halben Gedankensommer»: Zu den Aphorismen von Felix Renner,» *Sprachspiegel*, 38 (1982), 162–167; auch in W. Mieder, *Sprichwort, Redensart, Zitat: Tradierte Formelsprache in der Moderne* (Bern: Peter Lang, 1985), S. 65–71.

² Vgl. nochmals Wolfgang Mieder, «Ehrlich währt im Sprichwort am längsten»: Zu den sprichwörtlichen Aphorismen von Felix Renner,» *Sprachspiegel*, 44 (1988), 41–47; auch in W. Mieder, *Sprichwörtliche Aphorismen: Von Georg Christoph Lichtenberg bis Elazar Benyoëtz* (Wien: Edition Praesens, 1999), S. 116–123.

³ Vgl. Wolfgang Mieder, «Karl Kraus und der sprichwörtliche Aphorismus,» in W. Mieder, *Deutsche Sprichwörter in Literatur, Politik, Presse und Werbung* (Hamburg: Helmut Buske, 1983), S. 113–131.

⁴ Das Zitat stammt aus Felix Renners zweiseitigem Essay «Eine aphoristische Schwalbe macht schon einen halben Gedankensommer,» in *Schreiben und zeichnen Sie auch?* (Oberwil bei Zug: Rolf Kugler, 1976), S. 14–15 (hier S. 14). Mit Beiträgen von W. Heitler, H. Potthof, F. Renner u.a.

⁵ Zu gängigen Sagwörtern wie ««Aller Anfang ist schwer», sagte der Dieb, da stahl er einen Amboss» vgl. Lutz Röhrich und Wolfgang Mieder, *Sprichwort* (Stuttgart: Metzler, 1977), S. 11–14.

⁶ Vgl. hierzu den folgenden Aphorismus in Felix Renner, *Vorwiegend Unversöhnliches an kurzer Leine. Aphorismen* (Basel: Cornfeld, 1987), S. 45: ««Worte sind Taten» (Ludwig Wittgenstein). Und was sind Phrasen? Untaten natürlich, Untaten!»

⁷ Herbert Jehring, *Der Kampf ums Theater und andere Streitschriften 1918–1933*, hrsg. von Ludwig Hoffmann (Berlin: Aufbau-Verlag, 1974), S. 58–64 (hier S. 64); auch in Wolfgang Mieder (Hrsg.), *Deutsche Sprichwörter und Redensarten* (Stuttgart: Reclam, 1979), S. 134–140 (hier S. 140).

⁸ Das gilt vor allem über den Missbrauch sprichwörtlicher Sprache unter den Nationalsozialisten; vgl. dazu Wolfgang Mieder, «*In lingua veritas*»: *Sprichwörtliche Rhetorik in Victor Klemperers «Tagebüchern 1933–1945»* (Wien: Edition Praesens, 2000). Dort auch weitere Literatur zur Sprichwortmanipulation.

⁹ Vgl. weitere Texte bei Wolfgang Mieder, ««Liberté, Égalité, Fraternité»: Zum modernen Weiterleben einer französischen Revolutionsdevise,» *Sprachspiegel*, 48 (1992), 37–42; auch in W. Mieder, *Sprichwörtliches und Geflügeltes: Sprachstudien von Martin Luther bis Karl Marx* (Bochum: Norbert Brockmeyer, 1995), 149–156.

¹⁰ Zur Geschichte dieses Sprichwortes vgl. Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, 3 Bde. (Freiburg: Herder, 1991–1992), Bd. 3, S. 528.

¹¹ Vgl. dazu Wolfgang Mieder, ««(Un)sinnige Phrasendrescherei»: Sprichwörtliche Prosatexte von Elias Canetti bis Marie Luise Kaschnitz,» in W. Mieder, *Aphorismen, Sprichwörter, Zitate: Von Goethe und Schiller bis Victor Klemperer* (Bern: Peter Lang, 2000), S. 159–195.